

Walliserbrot

Autor(en): **Moser-Gossweiler, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 14

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640139>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ben aneinander hängen. Ungläubig starrt er sie an und keine Regung seines Gesichtes verrät ihr seine Gedanken. Dann, wie einem innern Drang folgend, streckt er ihr die Rechte hin.

„Christa, du hier! Grüß dich Gott!“ Sekundenlang huscht ein spöttisches Lächeln um seine Lippen und seine Stimme klingt rau, als er nun nicht ganz ohne Bitterkeit sagt:

„Wer hätte auch gedacht, daß wir uns gerade hier oben in dieser Bergeinsamkeit wieder treffen würden. Während zwei Jahren war ich im Ausland und den ersten Tag in der Heimat kreuzen sich unsere Wege. Hoffentlich bereust du nun nicht, diesen Ort aufgesucht zu haben.“

Christa schaut vor sich nieder, denn sie will ihm nicht zeigen, wie weh ihr seine Worte tun. Nach einer kleinen Weile antwortet sie lächelnd, während ihre Blicke über die mond hellen Gipfel hinschweifen:

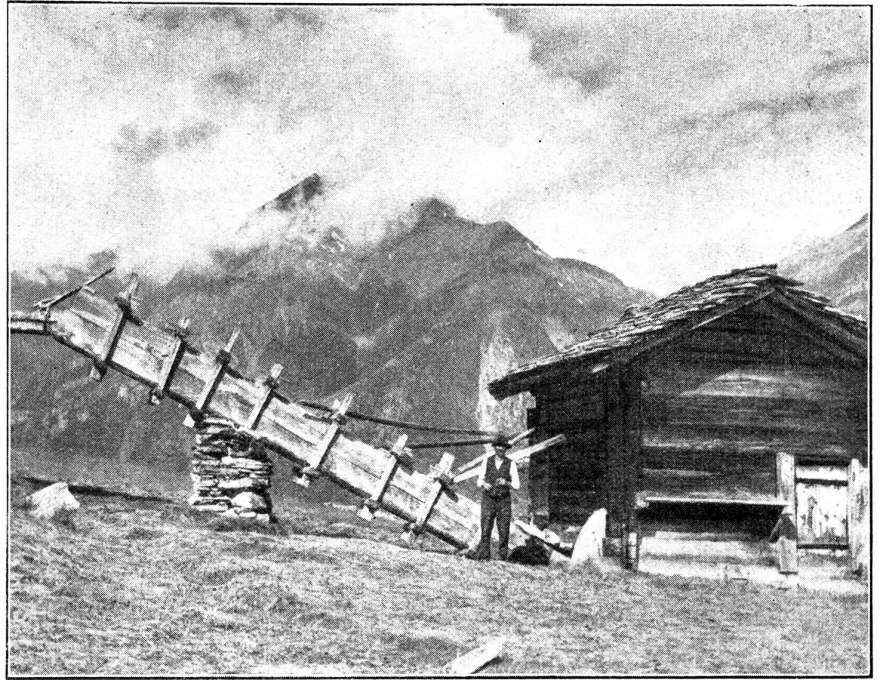
„So hast du also unsere Berge noch nicht ganz vergessen, daß es dich hierher getrieben hat.“

Einen Moment lang schaut Fred das Mädchen ernst an, dann erwidert er:

„Es gibt anderes genug, das man gerne vergißt! — Aber wollen wir nicht bis zur Hütte gehen, ich bin recht schaff hungrig und freue mich auf eine Tasse warmen Tee.“

Wortlos gehen sie nebeneinander her, und jedes hängt seinen eigenen Gedanken nach. Christa schaut heimlich und unverwandt auf seinen Schatten nieder, der in scharfen Linien neben ihr in den Schnee gezeichnet ist. Wie gerne hätte sie ihm jetzt ein veröhnendes Wort gesagt, nein, all' jene Gedanken anvertraut, welche seit seinem Fortgang in ihrem Herzen gewohnt hatten. Aber nun war es wohl zu spät. Gleichgültig und spöttisch würde er auf sie herab sehen und zuletzt erstaunt fragen:

„Ach, warum denkst du denn noch an jenen dummen Scherz. Den hatte ich schon lange vergessen!“ — (Schluß folgt)



Hölzerne Druckleitung zu einer Getreidemühle in Grächen.

(Phot. O. Stettler, Bern.)

Walliserbrot.

Von Hedwig Moser-Gokweiler.

Müde und durstig von einer langen Wanderung kamen wir in St. Luc an. Aber etwas entdeckten wir doch noch. Ein großes dunkelbraunes Haus, an das ein Backofen angebaut ist, in dem ein Feuer brannte. Meine Neugierde war geweckt. Nach einer Erfrischung stand ich wieder beim Ofen und betrachtete ihn von allen Seiten. Bald trat ein Mann in weißer Schürze aus dem Walliserhaus und warf neue Scheiter ins Feuer. Im Backhaus war viel Betrieb. Am Vormittag hatte die Hausfrau den Brotteig aus grob gemahlenem Roggen, Mais und gesottenen, zerdrückten Kartoffeln gemacht. Diese Masse ließ sie in einem der beiden Teigtröge einige Stunden ruhen, formte dann runde, flache Brote daraus und zeichnete jedes mit ihrem Hauszeichen oder einem Buchstaben.

Auf einem Gestell an der Wand stehen alle Formen der Brotzeichen. Es wäre ganz unterhaltend, sie zu studieren. Aber sie erfüllen auch so ihren Zweck, und ein jeder kennt sein Brot, wenn es aus dem Ofen kommt.

Der Ofen war unterdessen recht heiß geworden. Ein Junge wischte die Asche heraus und machte das Ofeninnere sauber.

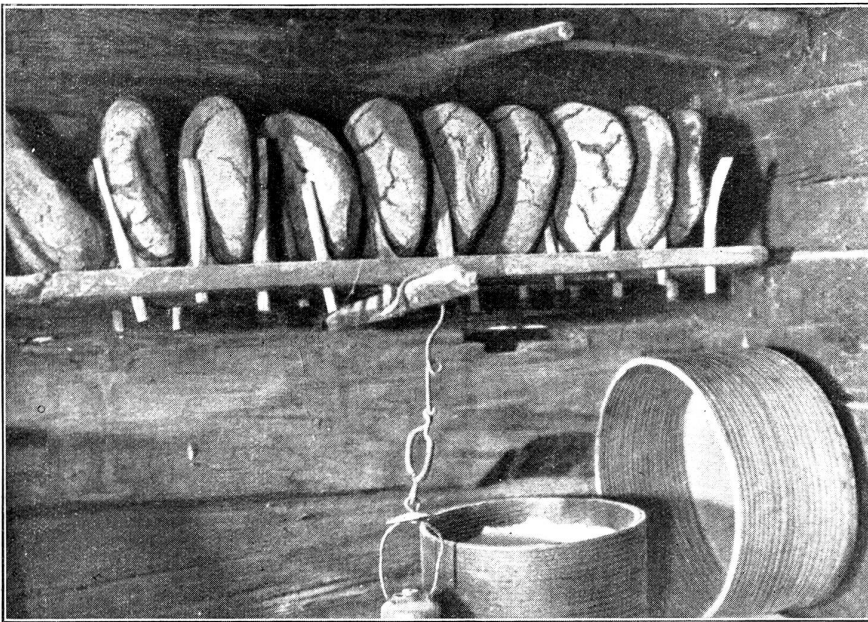
Bald öffnete sich an der braungebrannten Holzwand des Hauses ein viereckiges, eisernes Türchen, und auf einen gegenüberliegenden Holzstod wurde ein langes Brett voll flacher Brote geschoben. Diese wurden von einem Mann in den Ofen geschossen. Schon nach zwanzig Minuten konnten sie als fertig gebadene Brote wieder herausgeholt werden. Die zweite Ladung brauchte dann schon eine halbe Stunde Backzeit.

Im Backhaus ist an der Wand eine Liste angeschlagen, auf welcher der Reihe nach alle Familien mit ihren bestimmten Back-



Backofen im Nikolaital.

(Phot. O. Stettler, Bern.)



Aufbewahrung des Walliserbrotes im Speicher.

(Phot. O. Stettler, Bern.)

tagen aufgeschrieben sind. Jeden Tag baden zwei Familien ihr Brot für vier bis sechs Monate, denn im Val d'Anniviers wird nur zwei- bis dreimal im Jahr gebacken. Aber die Annivierden bestätigen es jedem, daß sie keinen Zahnarzt brauchen und nach einem Frühstück mit selbstgebackenem Brot lange nicht so rasch hungrig werden wie nach Weißbrot. Sie behaupten auch, daß ihr Brot in den hochbeinigen Mazots (Vorratsstadeln) ein ganzes Jahr halte, wenn es nicht vorher gegessen werde.

Beim Zunachten erschien auch noch der Herr Pfarrer. Er erhielt sofort ein Stück frisch gebackenes Brot zu versuchen. Alle neugierig Herumstehenden durften das Brot versuchen und taten es mit Kennermiene. Schon manches Stück ist im Rucksack in die Stadt gewandert, und die Walliser Hausfrauen freuen sich darüber, wenn sie es sehen.

Langsam leerte sich der Platz vor dem Gemeindebackofen, nur die Kinder der Badenden mit ihren kleinen Tragkörben auf dem Rücken warteten, bis sie das in zehnstündiger Arbeit hergestellte Brot heimtragen durften. Zur Feier des Tages hatte ihnen die Mutter auch ein Brötchen gebacken, und das Fest war für sie vollkommen. Denn es dauerte länger als ein Vierteljahr, bis sie wieder frisches Brot und ein Brötchen bekamen.

Josef Viktor von Scheffel.

Zum 50. Todestag, 9. April 1936.

Vor 50 Jahren, am 9. April 1886, starb in Karlsruhe der Dichter Josef Viktor von Scheffel, der zu seinen Lebzeiten als der Lieblingsdichter des deutschen Volkes verehrt wurde, dessen berühmteste Werke, „Der Trompeter von Säckingen“ und der kulturhistorische Roman „Ekkehard“, Riefenaufgaben erlebten, der „Trompeter“ beispielsweise bis zum Tode Scheffels 144. Heute noch werden die beiden genannten Bücher oft und gerne gelesen, wenn schon unsere Generation über den schwäbischen Dichter bedeutend nüchterner denkt. Wir wollen uns zu seinem Gedenken auch daran erinnern, daß Scheffel oft in der Schweiz weilte, sich viele Jahre in unmittelbarer Nähe aufhielt, am Untersee. Auf der Ebenalp, beim Wildkirchli, schrieb er die letzten Kapitel des „Ekkehard“. Auf dem Seelisberg vollendete er die weniger bekannten „Bergpalmen“. Am 17. Sep-

tember 1862 dichtete er auf einem Steinblod am Fuße des Roseggletschers im Engadin das Schlußgedicht zu „Frau Aventiura“. In vielgelesenen Reisebriefen schilderte er die Schönheiten Rhätens. Er war mit Ignaz Heim in Zürich befreundet, auch mit dem Zürcher Maler und Dichter August Corrodi, liebte unser Land und Volk als gemütlicher Aemanne sehr.

Seine Wiege stand in Karlsruhe, wo er am 16. Februar 1826 zur Welt kam. Sein Vater war Beamter, die Mutter eine poetisch veranlagte, feine Frau, von der Scheffel schrieb: „Wenn Sie meine dichterische Art begreifen wollen, müssen Sie den Grund nicht in meinem Leben suchen; das ist sehr einfach verlaufen. Es kam alles von innen heraus. Meine Mutter hätten Sie kennen müssen: was ich Poetisches an mir habe, habe ich von ihr.“

Der junge Scheffel war ein Muster Schüler, stets der Primus seiner Klasse, holte sich zahlreiche Auszeichnungen und Fleißmedaillen. Er wäre gerne Maler geworden, aber der steifpedantische, bureaukratische Vater fand, das sei für seinen Sohn zu wenig

vornehm. So veranlaßte er ihn zum juristischen Studium. Er ließ sich in München in das römische Recht einführen, setzte in Heidelberg und Berlin seine Studien fort, erwarb den Dokortitel. Während der Studienzeit entstanden die „Lieder eines fahrenden Schülers“.

Zu Beginn des Jahres 1850 sehen wir Scheffel als Rechtspraktikant in Sädingen am Rhein, also an der Schweizergrenze. Hier lernte er den Stoff zu seinem „Sang vom Oberrhein“ kennen, ohne zunächst an dessen dichterische Auswertung zu denken.

Von Sädingen aus machte Scheffel eine Reise in die Bündner Alpenwelt, schrieb in der „Allgemeinen Zeitung“ Reisebriefe „Aus den rhätischen Alpen“.

Trotzdem Scheffel als Rechtspraktikant gewissenhaft arbeitete, sagte ihm die Jurisprudenz nicht zu. Vom Vater ertrug er die Erlaubnis, nach Italien gehen zu dürfen, um Maler zu werden. Wie einst Gottfried Keller nach München ging, sich zum Künstler auszubilden und als Dichter heimkehrte, so ging es Scheffel in Italien. Wohl trieb er eifrig Malstudien, aber er mußte bald erkennen, daß er damit nicht vorwärts kam, daß das gewisse Etwas ihm abging. In den Künstlerkreisen erzählte er oft und spannend von seinen Erlebnissen, so daß einmal eine Frau ausrief: „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben Sie denn das nicht auf?“ In Sorrent kam er kurz darauf mit Paul Henje zusammen, der ihn ebenfalls ermunterte, zur Feder zu greifen. So ging er nach Capri, schrieb hier in sechs Wochen seinen „Sang vom Oberrhein“ nieder, den „Trompeter“, den er mit einer humoristischen Widmung seinen Eltern nach Hause schickte. Die Dichtung schlug ein, machte Scheffel mit einem Schläge berühmt, ließ ihn in die ersten Reihen der zeitgenössischen deutschen Dichter einreihen.

In der Folge beschäftigte er sich mit dem Walthariliad, dessen feinsinniger Wiederbeleber er wurde. Dabei lernte er die Klostergeschichte von St. Gallen kennen, die der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard IV. fortgesetzt hatte. Ekkehard fesselte ihn, und es entstand der Plan zu einem groß angelegten kulturhistorischen Roman. Auf dem Hofentwiel hat er sein Buch begonnen. Dann machte er sich in Sankt Gallen mit den Vertlichkeiten des Klosters und mit seinen unermeßlichen Schätzen vertraut. Vom 1.—7. September 1854 weilte er im Wildkirchli. Hier vollendete er, wie erwähnt, den „Ekkehard“. Ins Fremdenbuch des Mescherwirtschauses schrieb er: „Er schleppte auf den Berg viel alte Sorg“